

— da blühten aus einer Staubwolke im Sonnenlicht Bajonette und Säbel — es waren nur noch einige hundert Meter. Die Geschütze waren gerichtet und klar zum Feuern. Sollte ich feuern lassen? — noch einen Augenblick warten — doch was ist denn das? Weiße Tropfenhüte und Strohhüte leuchten plötzlich auf — es sind europäische Truppen! — unsere Entschlupps-truppen!

Der Trübel, der nun losbrach, ist kaum zu schildern. Die neuen Truppen trieben die Chinesen in die Militärschule zurück, wobei ich mit meinen Leuten die Planken bedeckten und nach dreiviertelstündigem, heißem Kampfe war der Platz genommen.

Durch die ganze Stadt pflanzte sich der Trübel fort, auf den Thürmen flogen die Flaggen in die Höhe und endlose Hurrahs durchzitterten die Luft. Wir kamen uns vor, wie von den Toten auferstanden, und konnten das Leben von Neuem genießen!

Aus den Kämpfen mit den Bogen.

Ein Correspondent der „Fris. Ztg.“ in Yokohama hatte eine Unterredung mit Capitän Lans von der „Stitz“ und dem gleichfalls verwundeten Oberleutnant v. Krohn von der „Feslon“; über diese berichtet er u. a. das Folgende:

Die Bogen sind nach Oberleutnant v. Krohns Meinung nur Werkzeuge in der Hand des Prinzen Tuan und einiger anderer Großen, welche die Mandchuh-Dynastie stützen wollen. Der Glaube der Bogen an ihre Unverwundbarkeit sei etwas Außerordentliches; sie glauben sogar, daß wenn sie verwundet oder getötet würden, ihr Gott sie in ein paar Tagen wieder heil machen werde. Aus diesem Grunde nehmen die Bogen auch immer ihre Verwundeten und Toten mit, denn sie meinen, andere nach sich selbst beurteilend, die „fremden Teufel“ würden ihre Köpfe abschneiden, in welchem Falle es viel schwerer für ihren Gott wäre, sie wieder ganz herzustellen. Am Anfang waren die Bogen nur mit langen Messern bewaffnet (die Secte vom „Langan Messer“) und liefen den Truppen gerade in die Gemehre hinein. Die Bogen tragen als Abzeichen ein rothes Tuch um die Brust und rotze Hücher um ihre Fuß- und Handgelenke. Oberleutnant v. Krohn sagt, daß es von diesen Bogen nicht Tausende, sondern Millionen gebe, und daß hauptsächlich die ganze Bevölkerung Nordchinas Bogen seien. Die Bewohner werden nämlich dazu gezwungen, der Secte beizutreten. Zuerst geminne die Secte einen oder zwei Einwohner in der Dörfer und diese machen dann während der Nacht das Zeichen des Blutes an alle Häuser in dem Dorfe; das bedeutet, daß die Einwohner eines so bezeichneten Hauses, wenn sie nicht binnen 24 Stunden der Secte beitreten, alle ermordet und ihre Häuser niedergebrannt werden. Sollte sich ein ganzes Dorf weigern, Bogen zu werden, so kommen die Bewohner der umliegenden Dörfer und brennen und mordeten alles in dem Dorfe. Unter diesen Umständen sei es leicht begreiflich, daß die ganze Bevölkerung in Waffen steht, und da ihr Motto „Tod den Fremden“ ist, so sei die Sachlage eine sehr gefährliche. Erst auf dem Wege zurück von Langfang fanden die Verbündeten, daß sie nicht nur mit den Bogen Krieg hatten, sondern auch mit den chinesischen Truppen, welche mit modernen Gewehren, meist eines sehr kleinen Kalibers, bewaffnet waren. Da sie wegen ihrer Verwundeten gezwungen waren, dem Flusse entlang zu gehen, mußten sie jedes Dorf im Sturme nehmen; an einem Tage nahmen sie sieben, und am nächsten Tage sechs, bei welcher Gelegenheit sie von 3 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends kämpfen mußten. Da die Chinesen rauchloses Pulver benützen, so war dies ein sehr gefährliches Geschäft, denn die Chinesen feuerten von Häusern und von Dämmen, wo man sie nicht sehen konnte. Aber alle Dörfer wurden einestages nach dem anderen genommen und niedergebrannt, welche letztere Arbeit meist den Russen überlassen wurde. Auf eine Frage, was die Chinesen mit ihren Weibern, Kindern und Greisen anfangen, antwortete Oberleutnant v. Krohn, daß die Nichtkombattanten wenn möglich vorher immer mit Hab und Gut ausziehen; nur in einem Falle, als die Verbündeten ein Dorf umzingelt hatten und das Ausziehen unmöglich war, tödteten die Chinesen alle Weiber und Kinder, schnitten ihnen die Köpfe ab und warfen sie ins Wasser. Bei dieser Ge-

legenheit erzählte Oberleutnant v. Krohn, daß, während er am Ufer des Flusses unterhalb des Dorfes saß, mindestens 20 Frauenleichen ohne Köpfe vorübertrieben. So ging es denn weiter, bis sie an ein Fort kamen, namens Sita. Hier machte eine Colonne von ungefähr 1000 Mann Halt, da die anderen etwas zurückgeblieben waren. Ein englischer Dolmetscher ging an das Ufer des Flusses und rief hinüber, ob ein Offizier da wäre, mit dem er sprechen könnte. Die einzige Antwort, die er darauf erhielt, war ein Schuß aus einer der großen Kanonen, welchem eine große Kanonade aus Kanonen und Gewehren folgte, und zwar aus einer Entfernung von nur hundert Metern. Das erste, was die Leute thun konnten, war, Schuß hinter einer Mauer zu suchen, und dann, da sie fast gar keine Munition mehr hatten, war es nur den Offizieren und Unteroffizieren erlaubt, zu feuern. Die chinesischen Kanoniere bedienten ihre Geschütze mit großer Schnelligkeit und Präzision, und in Anbetracht der geringen Entfernung und der enormen Mächtigkeit der Geschütze, die auf die internationalen Truppen verschwendet wurden, ist es merkwürdig, daß nur so verhältnismäßig wenige derselben getötet oder verwundet wurden, unter den letzteren bei dieser Gelegenheit auch Oberleutnant v. Krohn selbst. Es wäre unnützlich gewesen, nach den Soldaten in dem Fort zu schießen, denn diese waren durch Wälle sehr gut gedeckt. Aber die Kanoniere waren nicht so geschickt und die einzelnen Offiziere machten es sich zur Aufgabe, diese abzuschießen. Aber sobald einer fiel, erschien ein anderer, um seinen Platz einzunehmen, und er selbst sagte Oberleutnant v. Krohn, habe mindestens zwanzig an einer Kanone weggeschossen, ehe er selbst verwundet wurde. Aber endlich wurde Ordre gegeben, zu säumen; die englischen Royal Engineers verließen es erst allein, wurden dann aber von den Deutschen verfrachtet, und mit einem kräftigen Hurrah ging es auf das Fort los, und richtig, die Chinesen liefen bei dem Hurrahgeschrei auch alle fort. Aber weder Tode noch Verwundete wurden in dem Fort gefunden. Unsere Leute waren jedoch erst staunt, eine staatliche Anzahl großer Kanonen, theilweise von Krupp und theilweise andere moderne europäische Fabrikate, nebst Tausenden von Mäuser- und anderen Gewehren, und eine ganze Masse von Munition dort vorzufinden. Sobald das Fort erklümt war, wurden die noch eben von Chinesen bedienten Kanonen auf die stehenden Horben gerichtet, aber an eine systematische Verfolgung war natürlich nicht zu denken. Glücklicherweise fanden die allirten Truppen hier Verbandsstoffe, Medicin und auch etwas Proviant vor, was ihnen sehr zu statten kam. Es wurden auch einige Gefangene gemacht, und von diesen erfahren sie, daß sie 6000 Chinesen aus dem Fort hinausgeworfen hatten; auch erhielten sie die erfreuliche Nachricht, daß Dienstin und die Takufors in den Händen der Verbündeten seien. Es war in einer der Zeitungen gesagt worden, daß die Russen die Verbündeten mit ihren Gewehrroben tobtöschten; Herr v. Krohn erwiderte auf eine Anfrage, ob das wahr sei, daß es nicht ganz so schlimm gewesen sei, aber in diesem Kriege sei es kaum möglich, Gefangene zu machen, da die Chinesen für eine solche Art, Krieg zu führen, noch nicht civilisiert genug seien. Auf ihrem Wege seien sie genöthigt gewesen, alle Verwundeten mit den Bajonetten zu tödten, da sie sich derselben nicht annehmen konnten, und da ein verwundeter Chinese, so lange er noch eine Hand haben kann, nach dem Leben der Europäer trachte. Im Anfang fanden sie sogar verwundete Bogen nach den Hospitälern in Tientsin, aber sie fanden bald, daß dies ein Fehler sei, und später wurde eine Ordre erlassen, alle Chinesen, die aufrecht stehen bleiben, zu tödten, und auch die Verwundeten nicht zu schonen, besonders aber absolut keine Gefangenen zu machen. Häufig nahmen nämlich die Bogen ihre rothen Hücher ab und thäten, als ob sie sich nicht an dem Kampfe betheilig hätten, aber das wurde bald herausgefunden und daher die erwähnte Ordre gegeben. Die Chinesen dagegen schneiden die Köpfe aller Europäer ab, welche unglücklicherweise in ihre Hände fallen; Leutnant Friedrich J. B., der auf dem Schlachtfelde verwundet wurde und nicht gerettet werden konnte, wurde später gefunden, dem Kopf von dem Körper getrennt. Bei einer Gelegenheit wurde ein italienischer Unteroffizier mit acht Soldaten von den Bogen umzingelt, und obgleich es vier Mann gelang, sich durchzuschlagen, wurde der Unteroffizier mit den anderen von der Menge einfach überwältigt und in Stücke gehauen.

Als von Krohn später die Leiche des italienischen Unteroffiziers sah, war sein Kopf viermal gespalten und an seinem ganzen Körper kein heiler Fleck. Admiral Seymour blieb im Fort Sita vier Tage; da sie aber einsehen, daß sie sich gegen den Angriff einer größeren Masse der Feinde nicht halten könnten, so machten die Royal Engineers Vorrichtungen zu Sprengung, und die nächste Nacht um 2 Uhr, als die Allirten einige Meilen entfernt waren, sahen sie das ganze Fort in die Luft springen. Leider konnten sie keine der Kanonen mitnehmen.

Der Krieg am Transvaal.

„Daily Mail“ meldet aus Lourenco Marquez, daß die Buren in Natal eine Reihe von Erfolgen errungen hätten; u. A. hätten sie Newcastles zurückerobert und wieder besetzt. Zahlreiche Engländer verlassen Barberton; eine große Menge Gold in Barren sei in Waterlooville eingetroffen. London, 24. August. Die Abendblätter berichten aus Pretoria: Feldmarschall Roberts hat das Todesurtheil des Kriegsgerichts gegen den Leutnant Cordua wegen Theilnahme an einer Verschwörung gegen Lord Roberts bestätigt.

Geldenhafte Burenfrauen. Der Muth der Buren wurde in der gesammten Presse schon recht häufig beleuchtet. Ueber das Verhalten der Burenfrauen aber, deren Muth und Treue in der Geschichte ihres Vaterlandes so rühmend hervorgehoben wird, haben sich die Kriegskorrespondenten der beiden ringenden Nationen bisher noch wenig ergangen. Der augenblicklich in Amsterdam weilende Kriegskorrespondent der Volksstem, Hr. F. Krompel, findet nunmehr Müsse, einiger der vielen Frauen zu gedenken, die inmitten der englischen Soldateska nicht vergessen, daß Muth und Treue ein Erbtheil ihrer Väter ist, das sie zu wahren haben. Er schreibt: Sechs Stunden von Blumfontein entfernt liegt der prächtige Hof des Burengenerals Kolbe. Dorthin drang am 11. März die Kunde von der Niederlage der Buren bei Driepan. Eine Menge Flüchtlinge, worunter kleine Haufen bewaffneter Buren, zogen an dem Hof vorbei, und mancher stieg ab, um den vier alleinstehenden Frauen, der Gattin des Generals, seiner Schwiegermutter und seinen Töchtern, worunter die Gattin des Feldbarnets Pretorius, haarsträubende Dinge über den Verlauf der Dinge zu erzählen. Alle Ueberbrückungskünste, die Frauen zum Verlassen des Hofes zu bewegen, fruchteten nicht; sie wollten bleiben. Gegen Abend gelangte der General selbst an, begleitet von einer Anzahl treu gebliebener Bürger. Er steht an der Grenze des Greisenalters, aber die Augen blitzen jugendlich in die Welt und elastisch springt er vom Pferde. Seit Beginn des Krieges ist der General nicht zu Hause gewesen und auch jetzt bleiben ihm nur wenige Stunden, die er im trauten Kreise seiner Lieben durchbringen kann. Diese kurze Spanne Zeit wird von den Frauen benutzt, um die Kriegsausrüstung des Generals und den Mundvorrath anzufüllen. Gesprochen wird nicht viel, die Worte stocken in der Kehle, denn man denkt wohl an den Abschied, vielleicht für ewig. Der Koffer führt das Pferd vor. Nur einen Augenblick drückt der Burengeneral die Theuren an die Brust und dann springt er aufs Pferd, die Mauerbüchse auf der Schulter; vor ihm im Sattel liegt ein großer, linnener Sack voll Patronen; solche stecken auch im Bändel, und dann reitet er weg. Die Gattin schaut ihm nach und ruft, den Schmerz zurückhaltend: „Als ons maar wint!“ (Wenn wir nur gewinnen.) Wenige Stunden später sprengen britische Janzenreiter heran und umzingeln das Haus von allen Seiten. Der Anführer reitet zur Vorhür, unter welcher die Tochter des Generals in dem Augenblicke erscheint. Sie fällt dem Pferd in die Fügel und drängt den schweren „Tribunter“ zurück, welcher steigt und beinahe seinen Reiter abwirft. Der völlig perplex Reiterführer fragte das Mädchen, ob sie sich denn nicht fürchte, doch diese erwiderte unergründlich: „Ihr mordet unserevrouwen.“

Väter und Söhne, ihr steht unsere Höfe in Brand, aber Jucht kennen wir nicht.“ Einen Augenblick später langt General Tuder mit seinem Stab bei dem Hof an und fragt, ob im Hause Waffen verborgen sind. Die Gewehre hat der General mitgenommen, aber ein kleiner Revolver ist noch da; das Mädchen möchte ihn zum Schutz gegen plündernde Kaffern behalten. Spöttisch fragt der General sie, ob sie auch schießen könne. „Darf ich's Ihnen beweisen?“ entgegnete sie. Der General scheint jedoch den unheimlich blickenden Augen nicht zu trauen, denn er läßt den Revolver beschlagnahmen. — Noch eines von den vielen Beispielen von Muth! Die Tochter des Kommandanten Fourie, der sich mit seinem Kommando ergeben hat, führte mit einigen Kaffern allein die Gutswirtschaft, als englische Reiter erschienen mit dem Befehl, alles Vieh wegzuführen und das Haus „unbewohnbar“ zu machen. Nachdem Vieh, Pferde und Schafe auf einen Haufen zusammengetrieben waren, wurde Frl. Fourie gezwungen, Petroleum herbeizuholen, womit die Wohnung in Brand gesetzt werden sollte. Ohne zu murren, befolgte sie den Befehl und sah, ohne mit den Wimpern zu zucken, die Flammen emporzungen. Als die Wohnung in Asche lag, befaß ihr der „edelmüthige“ Offizier, für seine Leute Kaffee zu kochen. Auch diesem Befehl gehorchte das Mädchen. Ganz verblüfft fragte sie der englische Führer, wie es doch käme, daß sie Vieh mit Gutem vergelte. „Unsere Leute werden hören, wie Ihr gehandelt habt und daß ich Euch das Letzte freiwillig gebe, was Ihr mir gelassen. Dies wird ihren Haß ansachen und sie werden mich rächen.“

Zum Sächsischen.

Der Handels- und Gewerbetammer Chemnitz ist Band XVI der amerikanischen Spezial-Reports ausgegangen. Derselbe liegt während der nächsten 8 Tage auf dem Bureau der Kammer, Theaterstraße 60, I, in den üblichen Geschäftsstunden zur Einsichtnahme aus.

Glanbau. (Handel und Industrie 1899.) Das Berichtsjahr (1899) kann für die Glauchauer Behwaaren-Industrie leider wieder nicht zu den befriedigenden gerechnet werden, da zwei der bisher bedeutendsten Märkte, der amerikanische und der englische, erheblich an Umfang verloren haben. Das Geschäft in den Vereinigten Staaten von Amerika selbst soll sehr groß gewesen sein. Für die deutschen Artikel war der Absatz aber wegen der ungünstigen Zollverhältnisse und Zollbehandlung der Waaren, sowie in Folge des enormen Aufschwungs, den die dortige Industrie genommen hat, ein wesentlich geringerer als früher. Nach England ging der Export merklich zurück. In der letzten Hälfte des Jahres wurde derselbe durch den mit Transvaal ausgebrochenen Krieg recht nachtheilig beeinflusst. Das deutsche Geschäft kann man als ein gutes bezeichnen. Auch Frankreich, die Schweiz, Dänemark, Schweden, Norwegen, Holland und Belgien verbrauchten etwas mehr als sonst, während Rußland durch die Zollstrafen und durch eigene bedeutende Industrie, sowie Oesterreich durch Erstickung der eigenen Fabrikation immer weniger als Absatzgebiete für die deutsche Textilindustrie in Frage kommen. Die Mode erwies sich den Erzeugnissen insofern sehr ungünstig, als die Kundenschaft glatte, sogenannte uni-Stoffe bevorzugte, auf welche man in Glauchau weniger eingerichtet ist, als auf komplizierte gemusterte Jacquard- und Schaft-Artikel. Verwendet werden in der Hauptsache Kammgarne, Streichgarne, Seide und Baumwolle. In Kammgarn kamen vorwiegend Kobgarn zur Verarbeitung, außerdem spielten Moulinsgarne aus Wolle und Baumwolle bestehend, eine große Rolle. Kammgarne sind im Laufe des Jahres um circa 40 Procent gestiegen. Das Geschäft war daher im Allgemeinen ein höchst schwieriges, da selbstverständlich die Abnehmer gar nicht oder nur schwer an die sich nothwendig machenden Preis erhöhungen herantreten konnten. Gehirtoigarne, Baumwoll- und Seiden-

Der verlorene Sohn.

Dem Chinesischen nachzählt von Max Wundtke. (Nachdruck verboten.)

In einer Stadt, weit im Innern des chinesischen Reiches, lebte Jungtchi, ein angesehener Beamter höheren Grades, beliebt bei Göttern und Menschen und angesehen bei Hofe. Er führte mit seiner Gattin Hui ein musterhaftes Leben. Sein Augapfel und Stolz war sein Sohn Litschu, den er zu einem großen Gelehrten erziehen hat. Tag und Nacht erfüllte ihn der Gedanke, wie er diesen Sohn zu einem leuchtenden Pfad aller Tugenden und aller Künste und Wissenschaften erziehen könne, damit ihm einst die Sonne der kaiserlichen Gnade scheine und Ehren und Reichthümer zu ihm in das Haus zögen. Und Litschu schien die stolzen Hoffnungen seines Vaters erfüllen zu wollen. Darum freute sich der Vater, wenn er ihn sah, und das Herz seiner Mutter Hui schlug höher bei seinem Anblick. Durch demüthige Liebe suchte sie ihrem Gatten das Glück zu danken, die Mutter eines so reichbesaiteten und viel versprechenden Sohnes geworden zu sein. Litschu wuchs und wurde von Jahr zu Jahr stärker, schöner und gelehrter. Als er alt genug war, mußten ihn die Eltern von sich lassen, damit er in der Hauptstadt des Landes die hohe Schule besuchte. Reich ausgestattet mit allem Nöthigen und mit vielen guten Lehren der Weisheit und der Tugenden, die ihm Hungtschili gab, wanderte Litschu nach der großen Stadt. Hier aber fand Litschu ein Leben, das ihm bisher fremd geblieben war, und dieses neue Leben beehrte ihn so, daß er seine Studien mehr und immer mehr vergaß. Da er Geld hatte, gewann er bald gute Freunde, die ihm zeigten, was er noch nicht kannte, und die seine Lehren wurden in der Kunst, das Leben zu genießen, wie sie es verstanden. Aus den Theaterspielen kam er bald in die Opiumkneipen und Singpielhallen, um schließlich ein ständiger Gast der Tanktuns zu werden. Das sind berühmte Spielhöhlen, in denen Litschu beim Tischtennis das von den Eltern mühsam ersparte Geld leichtsinnig verpielte. Hungtschili erfuhr mit tiefer Betrübniß durch

Freunde von den Abwegen, auf welche sein Sohn gerathen war. Er schrieb ihm zührende Briefe, und beschwor ihn, von seinem lasterhaften Wandel abzulassen, nicht seinen Vater unglücklich zu machen und seiner Mutter das Herz zu brechen. Litschu jedoch steckte so tief in seinem Vortreiben, daß er nicht mehr die Kraft besaß, dem Flehen seines Vaters zu folgen. Da entzog ihm dieser seine Hilfe und hieß den ungerathenen Sohn nach Hause kommen. Litschu kam, halb voll Beschämung, halb voll Troß. Das vortürstende Antlitz Hungtschils und die Thränen seiner Mutter Hui brachten eine vorübergehende Sinnänderung in ihm zuwege. Kniefällig bat er um Verzeihung und gelobte Besserung, und reichgefüllt mit guten Vorsätzen und neuen Erparnissen seiner Eltern zog er wieder in die Hauptstadt, um seine Studien fortzusetzen. Was aber fortgesetzt wurde, das war als zuvor fröhnere er mit feberiger Leidenschaft dem Dämon des Tischtennis in den Tanktunhöhlen, und bald hatte ihn der Böse wieder völlig in der Gewalt. Litschu verlor, und je mehr er verlor, desto gieriger wurde er nach dem Spiel. Aber sein Geld war zu Ende, und um seinem Laster weiter fröhnen zu können, stahl er einem Freunde dessen ledernes Staatskleid und verkaufte es. Doch auch dieses unrechtmäßig erworbene Geld war schnell verpielt. Da zu drohte die Entdeckung des Diebstahls. Einmal schönen Tages erschien er, unstäten Blicks und mit schmüggigem Gewand, im Hause seiner Eltern. Doch vermied er es, seinem Vater zu begegnen. Er schlich sich vielmehr in das Zimmer Huis, die ihn mit erschrockenen Blicken betrachtete. „Was willst Du, Sohn? Warum trittst Du so heimlich herein? Was habst Du nicht zu Deinem Vater, der sich um Dich härt, und wie siehst Du aus?“ So kam es bestürzt über die Lippen der Bösen ahnenden Mutter. „Ich brauche Geld, Mutter! Ich bin verloren, wenn Du mir nicht Geld gibst.“ antwortete Litschu mit düsterer Stimme.

„Es ist im ganzen Hause kein Geld,“ sagte Hui traurig. „Was wir bezaßen, hast Du bekommen, Litschu. Geh zu Deinem Vater.“ „Er wird mich töten!“ „Weshalb bist Du ein so ungerathener Sohn?“ „Seht mich an! Ich hab' kein Geld!“ fuhr der junge Mann barock auf. „Ich weiß, Du hältst unter Deiner Schlafmatte mehrere Silbertaels versteckt. Gib sie mir!“ Hui schüttelte langsam den Kopf. „Dein Vater, der hohe Mann, ist alt und krank. Diese Silbertaels hab' ich heimlich geparkt, um ihn pflegen zu können, wenn er dessen bedarf und Du ihm alles genommen haben wirst.“ „Gib mir das Geld. Ich gehe zu Grund, wenn Du mir nicht hilfst!“ „Nein, Litschu, Du bist schon zu Grunde gegangen; das Geld wird dich noch mehr zu Grunde richten. Geh zu Deinem Vater!“ Er schritt auf die Matte zu; aber seine Mutter stellte sich ihm in den Weg. Er wollte sie bei Seite drängen, um sich mit Gewalt des Schatzes zu bemächtigen; jedoch legte sie ihm Widerstand entgegen und beschwor ihn, abzulassen, indem sie ihn an den Horn des Himmels erinnerte, der das Kind treffen würde, das sich gegen seine Eltern vergeht. Litschu dagegen dachte nur an die Silbertaels, und als die Mutter nicht weichen wollte, da gestellte sich zu seiner Angst und Gier der Horn, und schlug seine Mutter, daß diese hätte laut aufschreien mögen. Aber kein Ton kam über ihre Lippen; stumm trug sie Schmach und Schmerzen um ihres Sohnes willen. Wie hätte sie es über sich bringen können zu schreien und dadurch Hungtschili herbei zu rufen! Er hätte ihn ja getödtet, er hätte ihn sogar töten müssen, wie das Geheiß verlangte, und Verachtung und Unehre hätten den hellen Glanz seines ahnenreichen Namens verschlungen. Nein, seines einzigen Menschen Aug sollte das Ungeheuerliche, das Entsetzliche, das unter dem Himmel gesehen konnte, sehen; niemand, selbst der Vater nicht, durfte erfahren, daß es je einen Menschen gegeben hat, der seine Mutter schlug, und daß dieser Mensch sein eigener Sohn war.

So war es denn geschehen, daß Litschu sich der wenigen Silbertaels bemächtigen konnte, welche Hui für ihren angebeteten Gatten für die Stunde der Noth zurückgelegt hatte. Triumphirend hielt Litschu seinen Raub in der Hand und wandte sich der Thür zu, insofern die Mutter sich vergebens bemühte, den gewissenlosen Sohn zurückzuhalten. Sie wußte es ja, ihm half es nichts, und nun waren sie im Hause ohne einen Katsch. Brutal schlug er auf die leise Weineinde ein, daß sie ihn loslasse; da bewegte sich der Vorhang und Hungtschili stand wie erlarrt auf der Schwelle des Gemaches. Das also war sein Stolz und seine Poffnung. Litschu ließ den erhobenen Arm sinken, während Frau Hui in eine Ecke des Zimmers flüchtete, dort niederkniete und die Hände rang. Der Sohn jedoch wandte sich, nachdem die Erstarrung des ersten Schrecks von ihm gewichen war, zur Thür. Hungtschili begriff alles, was geschehen; er wußte jetzt, daß er ein geschlagener, von den Göttern und den Menschen verachteter Mann sei. Er rief seine Diener und gab den Befehl, den fluchwürdigen im Hofraum an einen Pfahl zu binden. Dann hieß er allen, sich zurückzuziehen. Ganz allein stand er seinem Sohne gegenüber der sägnekneifend und mit wildem Troß seine Blicke auf dem Boden umherirren ließ. Hungtschili verhällte sein Haupt, und mit verhälltem Haupte sprach er zu seinem Sohne: „Du hast die Liebe Deiner Eltern mit Unehre vergolten, Du warst ungehorsam dem Willen Deines Vaters, Schmach und Schande hast Du über unsere Ahnen gebracht, und die Hand erhoben gegen Deine Mutter. Trauer und Wehklagen sind in mein Haus gezogen für alle Zeiten. Die Gesehe fordern Deinen Tod. Litschu, ich bin verpflichtet, Dich zu töten! Aber ich kann es nicht, weil ich Dich geliebt habe bis hierher, weil Dein Tod auch der Tod Deiner Mutter wäre, die ich liebe. Doch Du sollst keinen Vater mehr haben und Deine Mutter keinen Sohn mehr! Aus meinem Hause will ich Dich stoßen und ein Friedloser und Geächteter sollst Du sein unter den Menschen. Wie wieder soll Dein Weg den meinen“

* geringfügige Kupfermünze.